

Nashornjagd am Kilimandscharo



Heft 2

Kolonial-Bücherei

20 Pf.

KOLONIAL-BÜCHEREI

HEFT 2

Erlebnisse und Abenteuer tapferer, wagemutiger Deutscher
in unseren Kolonien, in fernen Ländern und auf fernen Meeren

Nashornfang am Kilimandscharo

Auf Tierfang-Expedition für die ägyptische Regierung

von

Walter Schulz

 Carl Popp 

Steiniger



STEINIGER VERLAGE BERLIN

Herausgegeben
unter Mitwirkung der Auslandsorganisation der NSDAP
des Oberkommandos der Kriegsmarine
und des Reichsbundes deutscher Seegelung

Herausgeber: Helmut Brueh

Zeichnungen: Fritz Weber

Druck der Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt Berlin SW 68

Nashornfang am Kilimandscharo

Soeben komme ich von der Kommandobrücke des Dampfers „Tanganjika“, wo ein kleiner Morgenklön mit dem befreundeten Kapitän und dem Ersten Offizier dieses stolzen Dampfers der Deutschen Afrika-Linien sein Ende gefunden hat, und schlendere an der Junkbude vorbei, als der Junker, den Kopfhörer angelegt, mir zuwinkt. Ich warte noch einen Augenblick, er schaltet um und sendet sein „Verstanden“. Dann sagt er: „Ich habe soeben ein Telegramm aus Kairo für Sie aufgenommen.“ Während er es mit der Maschine auf das Formular bringt, lese ich mit, es ist in englisch gehalten und lautet:

„Awaiting you Port Said tomorrow morning stop important conference about rhinopurchase at Cairo — Zoology.“

(Erwarte Sie morgen früh in Port Said — wichtige Verhandlung betreffend Nashornankauf in Kairo Zoo.)

Das also war ein Telegramm des Zoologischen Gartens in Kairo, der jetzt ein Nashorn bestellen wollte. Morgen früh würden wir in Port Said eintreffen, am Morgen des fünften Tages, nachdem ich in Genua an Bord gekommen war, um nach erfolgreicher Ablieferung vieler wilder Tiere in Deutschland und dem übrigen Europa wieder nach Ostafrika zu fahren.

Am nächsten Morgen, kurz nach dem Frühstück, fuhren wir in Port Said ein. Begleitet von einer Menge Boote, von denen Händler aller Art schon ihre Waren feilboten, während das Schiff noch gar nicht zum Stillstand gekommen war, machte die „Tanganjika“, auf der ich schon oft nach Afrika gefahren war und die fast 9000 Tonnen maß, an zwei Bojen vor der bunten Häuserfront der Stadt fest. Rücksichtslos drängte sich mit Sirenengeheul ein großes schnelles Boot mit gelber Flagge am Mast und der grünen ägyptischen Flagge mit Halbmond und Stern am Heck durch das Gewirr der immer größer werdenden Zahl der Händlerboote. Es war die Barkasse der Hafen- und Gesundheitsbehörde, deren Insassen als erste das Schiff betraten und nach Abschluß der Formalitäten den Verkehr zwischen Land und Schiff freizugeben hatten. Mit den europäisch gekleideten Herren, die jedoch alle den roten Fes trugen, kam auch gleichzeitig der Direktor der amtlichen Stelle für das Landwirtschaftswesen Ägyptens an Bord, dem ferner der Zoologische Garten in Kairo unterstand. Wir kannten uns bereits jahrelang persönlich, und so konnte ich, ohne auf die formelle Freigabe des Schiffes zu warten, ungehindert mit an Land gehen.

„Wir fliegen um zehn Uhr nach Kairo“, eröffnete er nach der Begrüßung das Gespräch. Darauf vernahm ich sogleich eine zweite Neuigkeit. „Das Ministe-

rium möchte von Ihnen drei Nashörner geliefert haben, und zwar binnen drei Monaten! — Übrigens soll heute nachmittag noch im Ministerium der Vertrag unterzeichnet werden“, meinte er, als wir im Boot saßen, welches uns in schneller Fahrt an den Landungssteg brachte.

Es gibt keinen Aufenthalt, keine Paß- oder Zollformalitäten für mich; freundlich grüßen die Beamten meinen Begleiter. Im Kraftwagen geht die Fahrt zum Flugplatz in Port Said, der am Rande der Stadt in einer Sandwüste liegt. Noch zehn Minuten, dann steigt das Flugzeug auf, nach Kairo. 3000 Meter hoch über eine Riesenlagune hinweg fliegen wir mit westlichem Kurs. Nach 55 Minuten schon landen wir an Ort und Stelle. Der Wagen meines Begleiters erwartet uns, und in schneller Fahrt geht es durch die Stadt und über die Nilbrücke nach Gizeh, wo sich auch der prächtige Zoologische Garten befindet.

„Diesen Platz hier haben wir für die drei Nashörner vorgesehen!“ Arbeiter ebnen den Boden und bauen, fahren Erde und hauen Steine. „Wir möchten gern Ihre Meinung darüber hören, ob die Maßnahmen genügen, und ob der Platz gut und sicher ist.“ Alles, was damit zusammenhängt, muß ich meinem lebhaften Zoodirektor erklären, ehe ich fragen kann, warum denn die Nashörner schon binnen drei Monaten hier sein müßten, denn Nashornfang sei schließlich keine Hasenjagd; allein der Transport von Ostafrika nach hier nehme drei bis vier Wochen in Anspruch. Theoretisch sei das wohl gut vorstellbar, aber noch ließen ja die Nashörner irgendwo im afrikanischen Busch umher.

„Das ist die Bedingung, die unser Ministerium daran knüpft“, lautet die lakonische Antwort. „Es müssen außerdem zwei weibliche Tiere und ein männliches sein“, meint der Direktor nach kurzer Pause. „Wir wollen als erster Zoologischer Garten Nashörner züchten, denn bisher wurde noch nie ein Nashorn in Gefangenschaft geboren.“

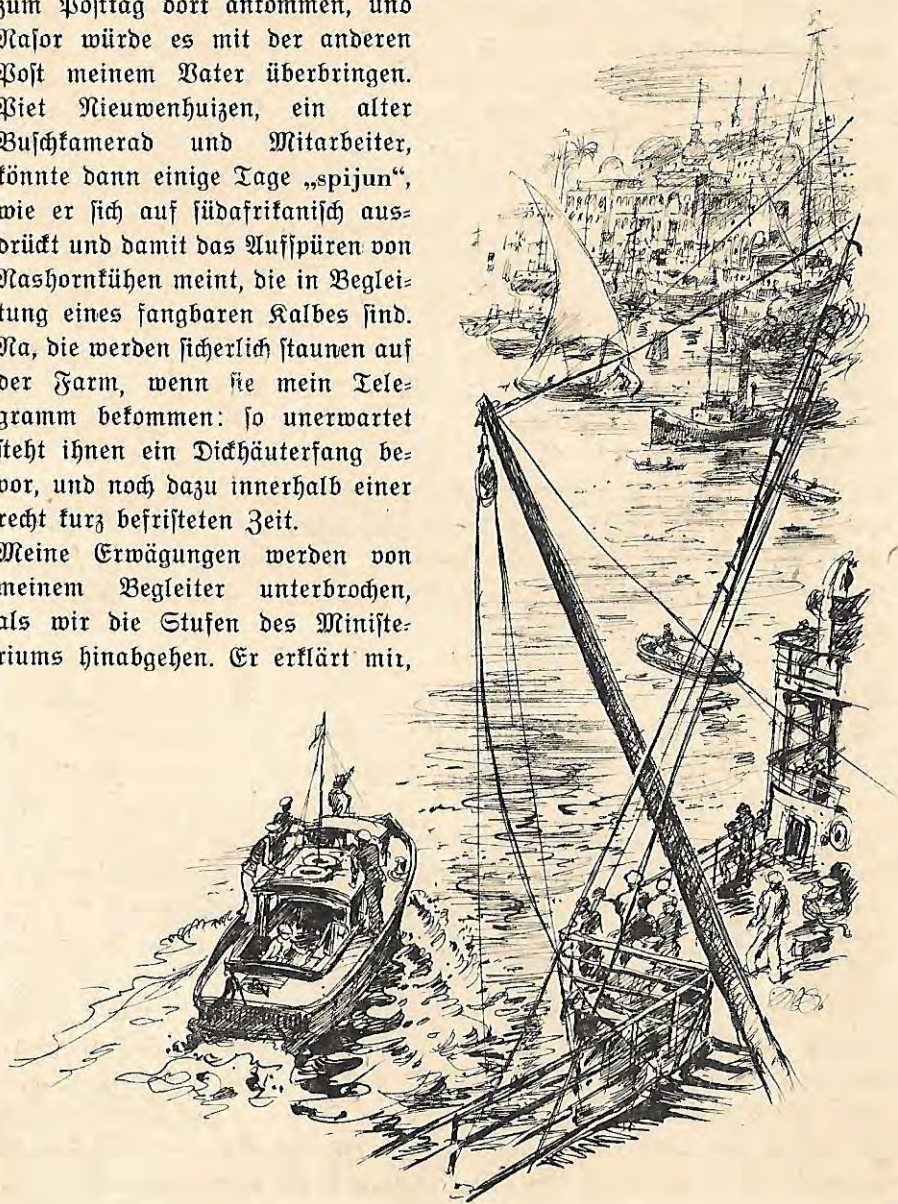
Meine Aufgabe scheint jeden Augenblick schwieriger zu werden.

Um drei Uhr sind wir im Ministerium. Der Landwirtschaftsminister empfängt uns. Begrüßung, Vorstellung. Diener bringen türkischen Kaffee und Zigaretten. Die Bedingungen werden nochmals kurz durchgenommen. Ich sage ja und unterschreibe. Was den Tierfang angeht, so wird auch diese seltene Aufgabe in der vorgeschriebenen Zeit gelöst werden müssen. Man wünscht mir Glück bei dem Unternehmen. Besser wäre es, die Herren wünschten mir nach deutscher Sitte „Hals- und Beinbruch“; doch das kennt man im Orient nicht.

Ich erwäge kurz, ob ich die „Tanganjika“ ohne mich weiterreisen lassen und von hier aus das Flugzeug der Südafrikalinie benutzen soll, das mich in drei

Tagen bis an den Kilimandscharo bringen kann. Von dort aus nämlich könnte ich in einigen Stunden unsere Tierfarm mit dem Kraftwagen erreichen. Neun Tage würde ich somit sparen. Aber den Gedanken lasse ich wieder fallen und entschieße mich, ein Telegramm nach Aruscha zu senden; das müßte morgen zum Posttag dort ankommen, und Nasor würde es mit der anderen Post meinem Vater überbringen. Piet Nieuwenhuizen, ein alter Buschkamerad und Mitarbeiter, könnte dann einige Tage „spijun“, wie er sich auf südafrikanisch ausdrückt und damit das Aufspüren von Nashornfüßen meint, die in Begleitung eines fangbaren Kalbes sind. Na, die werden sicherlich staunen auf der Farm, wenn sie mein Telegramm bekommen: so unerwartet steht ihnen ein Dickschäufelgang bevor, und noch dazu innerhalb einer recht kurz befristeten Zeit.

Meine Erwägungen werden von meinem Begleiter unterbrochen, als wir die Stufen des Ministeriums hinabgehen. Er erklärt mir,



der Minister habe ihn beauftragt, mir verschiedene Sehenswürdigkeiten Kairo's zu zeigen; der Wagen stehe mir zur Verfügung und werde mich auch am folgenden Tage früh nach Suez bringen, wo ich die „Tanganjika“ wieder erreichen könne, wenn sie den Suez-Kanal passiert hat und in Suez vor Anker gehen wird. Wir fahren zum Staatsmuseum, und dort wird mir vom Direktor viel gezeigt und erklärt, was sonst nur Altertumsforschern zugänglich gemacht wird. Der Abend, an dem der Vollmond scheint, findet mich bei den Pyramiden, und ich erfahre von meinem sachkundigen Führer, dem Direktor des Zoologischen Gartens, daß der Nil in alten Zeiten ganz nahe an den Pyramiden vorbeigeflossen ist. Hierdurch ist es möglich gewesen, die ungeheuren Blöcke schwerer Steine aus Oberägypten auf dem Wasserwege bis an den heutigen Standort der Riesenbauten zu schaffen. Heute scheint es ein Wunder, daß sich fern vom Nil, in der Sandwüste außerhalb von Gizeh, diese Zeugen für eine ungeheure, in alten Zeiten geleistete Arbeit finden.

Die Nacht verbringe ich im Gästezimmer des Direktorhauses mitten im Zoo. Endlich höre ich wieder einmal die Löwen brüllen, mögen sie, wie hier, auch eingesperrt sein! Von den vielen Eindrücken des Tages ermüdet, schlief ich auch bald ein.

Schon früh am Morgen bin ich wach und mache einen kleinen Rundgang durch den Park. Ich sehe mir nochmals die Stelle an, die in wenigen Monaten drei Nashörnern aus dem mittleren Afrika zur neuen Heimat werden soll. Hinter mir klappen plötzlich zwei Haken, und ein grün uniformierter Parkinspektor meldet mir, das Frühstück sei serviert. Endlich steige ich, wiederum von den besten Wünschen des Direktors für das Gelingen der Expedition begleitet, in den Wagen, der mich nach Suez bringen soll. Abermals fahre ich nun über die Nilbrücke, vorbei an vollgepackten Büffelfarren und schwer beladenen Kamelen und durch das bunte Gewirr des orientalischen Marktes hindurch. Dann geht es in schneller Fahrt durch die Stadt und der Wüste entgegen. Neben dem Fahrer sitzt ein bewaffneter Soldat, denn Überfälle auf Reisende zwischen Kairo und Suez sind nicht selten. Bald ist der schmale geteerte Weg zu Ende, und die Wüste nimmt uns auf. Mit Sand gefüllte und buntbemalte Eisenfässer zeigen die Richtung. Schlaglöcher von verschiedener Größe werden umfahren oder überquert. Wie aus Erz gegossen sitzt der Fahrer am Steuer, nur die Troddel des Pezes baumelt oder hüpfte je nach Größe der Hindernisse, die der Wagen überwindet. Obwohl es noch früh am Morgen ist, brennt die Sonne schon heiß hernieder, und dicke warme Luft lastet auf uns. Es ist August — die heißeste Zeit am Nil und am Roten Meere, ganz im Gegensatz zu den Hochländern Ostafrikas, dem Ziel meiner Reise, wo es jetzt noch winterlich ist und sich im September der neue Früh-

ling ankündigt. Froh bin ich, als wir nach etwa zweistündiger rasender Fahrt die kümmerlichen Vororte von Port Tewfik erreichen, das am Kanalende Suez gegenüberliegt.

Eine Schranke gebietet Halt. Zwei Soldaten prüfen die Wagennummern, salutieren jedoch sofort nach einigen Worten des Beifahrers und öffnen die Schranke. Noch einige Kilometer, und wir werden am Bootssteg sein. Links blicke ich auf den Kanal, durch den stolz die „Tanganjika“ in langsamer Fahrt der Ausfahrt zustrebt. Mein Fahrer dreht wieder auf. Wir kommen durch ein kleines langgestrecktes Dorf. Hühner stieben auseinander, doch die halbverhungerten Köter scheinen mit der Rücksichtslosigkeit der Autofahrer schon vertraut, denn sie nehmen weiter keine Notiz von uns. Nackte Zellachse Kinder retten sich im letzten Augenblick schreiend vor unserem in höchster Geschwindigkeit dahinrasenden Kraftwagen. Plötzlich bremst der Mann am Steuer scharf ab, denn ein Wasserbüffel — der hier übrigens als Haustier gehalten wird — glaubt es nicht nötig zu haben, den Weg freizumachen. Wir schleudern und geraten fast vom Fahrdamm; das Dach des Wagens streift die weitüberhängende Last eines Dromedars, das uns gleichmütig nur den Kopf zudreht. Na, wenn es immer so gut geht, denke ich im Stillen, hat sich der Kerl für seine Fahrkunst seinen Badschisch (Trinkgeld), den er von mir erwartet, wohl verdient. Zu ändern oder zu belehren sind diese wilden Fahrer nicht. Mehr als nachträgliche Zahlung einer Unglücksversicherung drücke ich ihm sein Trinkgeld für die wenig angenehme Fahrt in die Hand, das er jedoch als Würdigung seiner Gewandtheit und als Belohnung für treue Dienste in Empfang nimmt.

Am Bootssteg liegt ein schnelles Motorboot der Behörden. Ich springe an Deck; etwas erstaunt betrachtet mich der Führer des Bootes, doch der Fahrer des Kraftwagens klärt ihn auf. Wir warten noch auf einige Beamte der Hafenbehörde, ehe wir abfahren. Die „Tanganjika“ hat jetzt die Ausfahrt des Kanals erreicht; sie nimmt ihren Weg durch das mit Bojen bezeichnete Fahrwasser bis zum weit draußen befindlichen Ankerplatz.

Ich habe Muße und betrachte das bunte Bild dieses gewaltigen Durchgangshafens. Mehr als ein Duzend Schiffe liegen hier; einige warten auf die Freigabe der Einfahrt in den Kanal, andere drehen und machen sich zur Reise nach Süden bereit. Rauchfahnen am Horizont künden von ankommenden oder bereits abgefahrenen Ozeanriesen, Fracht- oder Tankdampfern und Passagierschiffen. Viele Boote mit dreieckigen Segeln kreuzen in der Bucht, und einige Schlepper kämpfen gegen die frische Brise an und ziehen Lastkähne hinter sich. Deutlich trägt der Wind die Geräusche arbeitender Schiffswinden und Ankerspille herüber. Besondere Freude macht es mir, auch deutsche Schiffe zu sehen.

Da liegt ein von Indien kommender Hansadampfer mit dem schwarz-weiß-roten Schornsteinzeichen, auf dessen weißem Felde das Eiserner Kreuz schwarz und eindringlich leuchtet. Er ist schwer beladen und liegt tief im Wasser, ein großes Schiff, ein Zehntausendtonner. Die Entfernung ist zu groß, so daß ich seinen Namen nicht erkennen kann, doch er muß mit —fels enden. „Altenfels“, „Ehrenfels“, „Treuenfels“, alle diese Namen der auf der Reiseroute nach Indien verkehrenden Dampfer sind mir wohlbekannt. Mancher von ihnen hat schon Ladungen von uns an Bord gehabt, zum Beispiel in Indien eingetauschte Tiere: Elefanten, Antilopen, Schlangen und Affen. Und dort liegt ein großer viermastiger Dampfer vom Norddeutschen Lloyd auf der Reede, er mag von Australien kommen und hat Wolle geladen. Vielleicht ist es die „Lahn“ oder die „Aller“. Sauber, groß, schön und stolz liegen sie hier, die Vertreter deutschen Fleißes und deutschen Hanseatengeistes. Jetzt schiebt sich die „Tanganjika“ an dem Hansadampfer vorbei. Sie dippen die Flaggen, der andere zuerst — er ist also auf der Heimfahrt und entbietet dem ausfahrenden deutschen Kameraden zuerst den Gruß.

Nun springt unser Motorboot an, und in flotter Fahrt geht es zunächst zu dem Hansadampfer, da der Hafenarzt die Papiere prüfen will. Mächtig liegt der schwarze Rumpf des Frachters vor uns und rückt näher, so daß ich bald den in großen steilen Buchstaben am Bug angebrachten Namen lesen kann. Es ist die „Rauensfels“, sie ist sogar 12 000 Tonnen groß. Das Schiff ist mir gut bekannt, denn vor einem Jahre traf mein Vater, mit Elefanten, Tigern und vielen anderen Tieren aus Indien kommend, auf der „Rauensfels“ in Mar-seille ein, während ich selbst auf dem holländischen Dampfer „Springfontein“ mit einem Transport Giraffen, Nashörnern, Zebras, Antilopen und Löwen zur gleichen Stunde in den Hafen einlief.

Ich habe mich der Hafenbehörde einfach angeschlossen, stehe nun an Deck und begrüße Bekannte. Die Zeit vergeht schnell, und ich muß auf mein Schiff.

Fünf Tage dauert die Fahrt durchs Rote Meer; dann erlebe ich einen mehrstündigen Sandsturm, der seinen heißen feinen Staub bis in die Koffer dringen läßt. Außerdem muß noch Port Sudan, wie es heißt, aber nur für einige Stunden, angelaufen werden, um dort das so rare Holz für den Sudan auszuladen. Doch der Aufenthalt in diesem Hölleloch schleppt sich nichtsdestoweniger 20 Stunden hin, und somit wird die Reise durch die heiße Zone des Roten Meeres um einen ganzen Tag verlängert; das ist wirklich der Qualen genug! Kein Windhauch ist zu spüren, träge und ölig liegt das Meer, der Himmel ist dunstig. Rötlich leuchtet nur der Staub, der, weit vom heißen Winde hergetragen, für lange Stunden undurchdringliche Nebelwände bildet. Im Golf von Aden wächst der Hitzeград der Luft ins Unerträgliche.

Das alles ändert sich mit einem Schlage. Am Abend des sechsten Tages umschiffen wir das Kap Guardafui, den schlafenden Löwen. An dieser trostlosen Küste wechseln starre, trockene, vegetationslose Felsgebilde mit öden Sanddünen. Kurz vor dem Kurswechsel bietet sich uns ein einzigartiges Bild. Noch fahren wir in ruhigem, spiegelglattem Wasser, doch eine halbe Seemeile vor uns tobt das Meer, und Schaumkronen bildend überstürzen sich die Wellen. Hier bricht sich nämlich der um diese Jahreszeit in nordöstlicher Richtung sehr stark wehende Monsun und findet an der afrikanischen Küste bei Kap Guardafui sein Ende. Zehn Minuten später befinden wir uns bereits im Sturmgebiet. Die wackere „Tanganjika“ beginnt erheblich zu stampfen und zu ächzen und schlägt sich mühevoll durch, denn der Sturm hält an bis kurz vor Mombasa. Mancher wenig Gereifte und Zukunftsafrikaner, der nicht seefest ist, leistet Neptun den vielfachen Tribut. Selbst die sonst so lustige Aquatortaufe muß dieses Mal ausfallen, denn das Schiff schlingert derartig, daß das Schwimmbassin ausläuft und die Schiffsbesatzung den Rest des Wassers von Deck nimmt. Aber schön ist es für alle, die nicht unter der Seekrankheit zu leiden haben, denn es weht ein angenehm erfrischender, kühler Wind, und man kann des Nachts wieder schlafen.

Am frühen Morgen nach dem Abschiedsfest steuern wir unmittelbar auf das Land los. Die ostafrikanische Küste liegt vor uns. Das Wasser ist tiefblau, in sattem Grün leuchten die Palmenwälder, und die Hügellandschaft verschwimmt in dunkelblauem Dunst am Horizont. Immer mehr nähern wir uns der Hafeneinfahrt, dann wendet sich das Schiff nochmals kurz nach Süden, um an einer kleinen Steilküste vorüberzufahren, auf der freundliche helle Häuser stehen. Hier und dort bemerke ich eine Gruppe der gewaltigen Affenbrotbäume; sicherlich ist mancher Baum so alt, daß er im 15. Jahrhundert die Kämpfe der Portugiesen mit den Arabern erlebt hat. Nahe beim Leuchtturm, den wir soeben passieren, hat sich sogar noch ein aus Korallensteinen erbautes portugiesisches Fort der alten Zeiten erhalten. Endlich macht die „Tanganjika“ einen eleganten Bogen, gleitet langsam in die Bucht von Kilindini und erreicht den Kai.

Bald entdeckte ich „Nasor ben Sef“, einen jungen Halbaraber, dessen Vater kurz vor seinem Tode uns vor Jahren diesen Jungen anvertraute. Nasor wuchs bei uns auf und entwickelte sich bald zu einem tüchtigen Tierpfleger und geschickten Autofahrer. Er hat schon viele Reisen mitgemacht und ist mit Tieren in Indien, Amerika und sehr oft in Deutschland gewesen. Da er ein intelligenter Bursche ist, nimmt es nicht wunder, daß er nun auch deutsch und englisch neben seinen Eingeborenen Sprachen spricht. Sein Gesicht leuchtet, als er mich entdeckt. Nach der Begrüßung teilt er mir mit, er habe außer meinem Wagen noch einen

Lastwagen mitgebracht, der an der Küste verschiedene Utensilien für den Farmbedarf laden soll.

Die Paß- und Zollformalitäten sind zum Glück schnell erledigt. Mancher Beamte kennt mich und erkundigt sich, wie ich mit dem letzten Tiertransport angekommen sei und wann die nächste Verladung stattfinde. Anlässlich solcher Transporte stellen sich viele der in Mombassa ansässigen Europäer ein und zeigen ihren Kindern bei dieser Gelegenheit, wie beispielsweise ein Nashorn aussieht, denn die Leute an der Küste haben weniger Gelegenheit, wilde Tiere zu sehen als die Großstädter in Europa, die einen Zoologischen Garten besuchen können.

Schnell habe ich die Einkäufe in der Stadt erledigt, es ist aber doch darüber spät geworden, und so können wir erst am Nachmittag starten. Der Lastwagen, der zugleich mein Gepäck geladen hat, kann morgen nachkommen.

Es dauert nur kurze Zeit, dann haben wir die Stadt hinter uns gelassen, fahren über die große Brücke, die die Insel mit dem Festland verbindet, und überwinden die ersten Hügel des Küstenstreifens. Die Vegetation ist hier überreich. Palmen und große Mangobäume säumen den Weg, der uns durch ein langgestrecktes Eingeborenendorf führt. Bananen, trockene Fische und Gewürze aller Art werden am Boden vor den Hütten feilgeboten. Meinen Wagen, den Nasor zur Feier des Tages gestern sauber gewaschen und zur Küste gebracht hat, fahre ich jetzt selbst. Nasor bittet mich zu halten und ersteht ein Bündel Bananen und ein Weißbrot: seinen Proviant für die Nachtfahrt. Nach einer Strecke von 20 Kilometern hört die üppige tropische Küstenzone jäh auf; es beginnt der Busch — weiter nichts als Busch. Die Nacht bricht schnell herein, und auf schnurgeradem Sandweg fegen wir jetzt dahin. Hin und wieder erreichen wir eine kleine Kurve, die ein Wagen während der Regenzeit ausfuhr, nachdem er im weichen Boden des Weges steckengeblieben war und sich den Umweg durch den Busch suchen mußte. Alle diese Stellen sind mir von vielen Fahrten her vertraut.

Da — im Lichte der Scheinwerfer tauchen zwei hasengroße Zwergantilopen auf, anscheinend ein Pärchen. Schnell huschen sie über den Weg, nachdem ich abgebremst und das Licht abgeblendet habe, um die zierlichen Lebewesen nicht anzufahren. Dort wieder erscheint ein Hase; er versucht, eine ganze Strecke mit uns um die Wette zu laufen. Gleich danach zeigt sich ein Schakal, der graue afrikanische Verwandte unseres deutschen Meister Reineke. So geht es einige Stunden, immer gibt es etwas Neues zu sehen. Nachtvögel verschiedener Arten sitzen einzeln auf dem Wege, und schon in hundert Meter Entfernung sieht man ihre roten Augen glühen. Jetzt kommen wir an eine Stelle, an der oft

die Elefanten den Fahrweg überschreiten. Wir begegnen ihnen heute Nacht nicht, doch die auf dem Wege liegende Losung zeugt davon, daß sie erst vor kurzem hier vorübergekommen sind, als sie von Norden nach Süden wechselten. Plötzlich setzt mit großen Sprüngen eine Rudufamilie über den Weg, erst die Kuh mit dem Kalb, dann folgt der prächtige Bulle mit den riesigen Hörnern, die wie zwei riesengroße weitgewundene Korkenzieher aussehen, und die er im



Dahinstürmen flach nach hinten gelegt hat, damit sie ihm beim Durchbrechen nicht hinderlich sind.

Das Gespräch mit Nasor, der mich über die Farm und vieles andere aufgeklärt hat, ist verstummt. Nach vierstündiger Fahrt kreuzen wir bei Voi die Eisenbahn. Noch eine Weile ist der Weg eben, dann fahren wir durch Schluchten und Täler. Nach Ablauf einer weiteren Stunde befinden wir uns bereits

wieder auf einer großen Hochsteppe. Es ist bedeutend kühler geworden. Vor uns glänzt silbern im Vollmondschein der mächtige schneebedeckte Gipfel des Kilimandscharo. Zwei Stunden fahren wir in scharfem Tempo, ehe wir bis an die Hügelausläufer des höchsten Berges Afrikas gelangen. Nasor glaubt, meine Gedanken zu erraten, als er bemerkt, daß ich zum höchsten Gipfel hinauffchaue, und sagt mir, was ich längst weiß.

„Er mißt 6010 Meter am Kibo, an seiner höchsten Erhebung!“ meint er. Wahrscheinlich habe ich es ihm selbst irgendwann mal erzählt. —

- In einer Schlucht, die von der letzten Regenzeit stark ausgewaschen ist und die wir langsam durchqueren müssen, treffen wir ein großes Stachelschwein. Wir halten, denn wir möchten nicht gern mit ihm zusammenstoßen, weil das unseren Reifen nicht gut bekommen würde. Erboßt über die Störung tritt es mit den Hinterpfoten mehrere Male auf den Boden. Ich blende das Licht ab, und schon macht es sich, noch immer erregt, mit den Schwanzstacheln rasselnd auf den Weg in die Büsche.

Nasor schläft und wacht abwechselnd, ißt einige von seinen Bananen und erzählt dann wieder irgendeine Begebenheit, manchmal auf Deutsch, manchmal auf Suaheli. So erreichen wir das in tiefer Nachtruhe liegende Moschi, ein kleines Städtchen am Fuße des Kilimandscharo, die Eisenbahnstation der Tanga—Aruscha-Bahn. Nun wird mir der Weg noch vertrauter. In zwei Stunden etwa können wir in Aruscha sein, und dann haben wir noch eine gute Stunde bis an den Nord-Meruberg, wo die Tierfarm ist. In der Sanyasteppe jedoch werde auch ich müde, halte an und nide trotz der Nachtkühle ein Stündchen am Steuer ein.

So gegen fünf Uhr werde ich wach; der Tag kann nicht mehr fern sein. Wir fahren weiter, und unser Wagen klettert immer höher, denn die Hügel werden länger und die Steigungen größer. Als der Morgen graut, haben wir den Fuß des östlichen Meru erreicht; die ersten Vögel erwachen und steigen in die Lüfte. Im Fahren erkenne ich hier einen Weber und dort einen Witwenvogel; einige Nashornvögel mit ihren ungefügen Schnäbeln fliegen krächzend hoch über unseren Wagen hinweg. Ein paar hundert Meter weiter sehe ich mehrere Riesenhornraben; schwarz-metallisch glänzt das Gefieder dieser putengroßen seltsamen Vögel, und knallrot leuchten die Hautklappen an den Seiten des Kopfes. Eine Hyäne, die sich verspätet hat, galoppiert ein Stück des Weges mit uns, bleibt dann aber frech am Wege stehen und betrachtet uns ganz verwundert.

Auch Aruscha haben wir jetzt durchfahren. Die ersten Boys kommen aus den Hütten und begeben sich an ihre Arbeitsstellen. Zu tanken brauchen wir nicht, denn nachts haben wir einmal aus der Reservetanne nachgefüllt, und ich schätze, wir werden mit unserem Brennstoffvorrat noch bis zur Farm kommen.

Die Sonne erhebt sich rotglühend hinter dem Gipfel des Kilimandscharo, der jetzt, nachdem wir den Meruberg im Halbkreis umfahren haben und uns in östlicher Richtung bewegen, zum größten Teil sichtbar wieder vor uns liegt. Nur noch wenige Kilometer sind zurückzulegen, und dann stehen wir endlich vor dem großen Tor der Tierfarm. Es ist noch geschlossen; ich hupe, und die Hunde schlagen an. Über das ganze Gesicht grinsend kommt eilig Medegine gelaufen. Er gehört zum Stamme der Massai und ist ein ausnahmsweise tapferer Helfer beim Tierfang.

„Jambo Bwana!“ (Guten Tag, Herr!) ruft er schon von weitem. „Habari za siku nyingi?“ (Was gibt's Neues seit vielen Tagen?) fragt er, während er das Tor öffnet.

„Jambo Hammerkopp!“ rufe ich ihm zu und nenne ihn damit bei dem Namen, den er von uns auf einer früheren Jagdreise bekommen hat. Mit Hammerkopp nämlich ist der Hammerkopf gemeint, der Schattenvogel, dessen ausgeschweifte Federhaube mit dem weit ausladenden Hinterkopf des Schwarzen große Ähnlichkeit hat.

Noch knappe hundert Meter, und ich halte vor dem Hause unserer Tierfarm. Aus dem Schornstein der auf der Hinterseite gelegenen Küche steigt ein ruhiger, blauer Rauch auf, und ich merke an seinem aromatischen Duft, daß er von brennendem Zedernholz herrührt. Der Koch eilt auf mich zu, um mich zu begrüßen, und meldet zugleich stolz, der Kaffee sei fertig. Ich muß ihn jedoch zur Eile antreiben, denn er will sich bei Nasor erst einmal neugierig nach dem Verlauf der Reise erkundigen. Meinetwegen mag er dies später tun, ich aber weiß, daß nach einer langen nächtlichen Autofahrt, auf der 400 Kilometer afrikanische Wegstrecke zurückgelegt wurden, eine Tasse Kaffee besonders gut schmeckt.

Jetzt erscheint auch mein Vater mit Piet Nieuwenhuizen, der damals Kundschafter des Generals Lettow-Vorbeck im ostafrikanischen Feldzuge war. Sie kommen aus dem Elefantenstall und unterbrechen ihre Morgenrunde.

„Das ist großartig, daß du schon da bist“, so lautet die erste Begrüßung, „wir haben dich vor morgen gar nicht erwartet!“ Piet meint: „Morgen früh können wir losfahren, um die Rhinocerosse anzubinden. Ein fangbares habe ich beim Blutegelwasser gespürt, und ein anderes, dessen Spur ich fand, scheint mir sogar reichlich groß, denn die Spur des Hinterfußes mißt über sechs Zoll.“

Noch eine Stunde nach dem Frühstück sitzen wir zusammen und besprechen die beabsichtigte Gangreise, dann wird es Zeit, daß sich jeder um die Vorbereitungen kümmert. Zelte, Kämme für die lebende Beute, Proviant für uns und die schwarzen Helfer, Riemen und Tauwerk, Wasserkannen, Waffen und Munition, Decken, Feldbetten, Moskitoneze, Beile und Buschmesser, alles befindet

sich abends wohlverstaubt auf dem Lastwagen. Das Abenteuer kann beginnen. Früher als sonst ertönt die Arbeitsglocke am folgenden Morgen, denn wir müssen zeitig aufbrechen. Gut ist sie im Eingeborenenlager zu hören. Sie schlägt um diese frühe Stunde nur für die sieben ausgesuchten, für dieses Unternehmen besonders geeigneten Schwarzen. Unter ihnen sind auch Nasor und Hammerkopf, die sich als Nashornpfleger schon ausgezeichnet haben, und der lange Mrefu, ein schlanker Riese, ein guter Läufer und Fährtenfinder vom Stamme der Umbulu. Alle sind heute morgen schnell zur Stelle. Sie freuen sich auf die Jagd; die regelmäßige Arbeit auf der Tierfarm selbst ist damit für sie eine Zeit unterbrochen. Es ist also alles ganz nach ihrem Sinn.

Durch den frühen Morgen geht die Fahrt. Wir müssen über 200 Kilometer fahren, ehe wir in das Jagdgebiet kommen, und später noch viele Kilometer ohne Weg durch die Wildnis zurücklegen. Den ganzen Tag haben wir noch vor uns, und wenn wir so rechtzeitig an dem beabsichtigten Lagerplatz ankommen, daß wir noch unser Lager aufschlagen können, so wollen wir zufrieden sein. Die Fahrt verläuft völlig programmäßig. Im Laufe des Nachmittags erreichen wir, nachdem Steppen und Savannen durchquert sind, unsere Nashornwildnis. Mühsam haben wir uns einen Weg gesucht, haben ein Flußtal durchfahren und sind nun wirklich mit dem Kraftwagen in der Heimat dieser eigenartigen Dickhäuter angelangt. Aber nicht nur Nashörner sind hier zu Hause, sondern auch Büffel und viel anderes Wild. Hin und wieder ziehen auch Elefantenherden durch diese Gegend.

Etwas abseits von dem kleinen Fluß haben wir unser Lager aufgeschlagen, aber selbst hier werden wir wohl nachts von dem zur Tränke ziehenden Großwild überrascht werden; doch das macht uns nichts aus. Wir können jedenfalls gleich früh an jedem Tage feststellen, ob eine Nashornkuh mit ihrem Kalb das Wasser aufgesucht hat. Nur das Junge ist anzubinden; ein ausgewachsenes Nashorn zu fangen übersteigt menschliche Kräfte, denn es ist durchschnittlich fünfzig Zentner schwer, manns hoch und über vier Meter lang. Ist schon ein gefangenes Junges mit einer wildgewordenen Zugmaschine zu vergleichen, so benimmt sich ein erwachsenes Nashorn, wenn es sich bedroht fühlt, wie eine dahinstürmende, fauchende Lokomotive, die unweigerlich alles mit sich reißt. Aus diesem Grunde muß meistens die Kuh erst erlegt werden, ehe man sich an das Junge heranwagen kann.

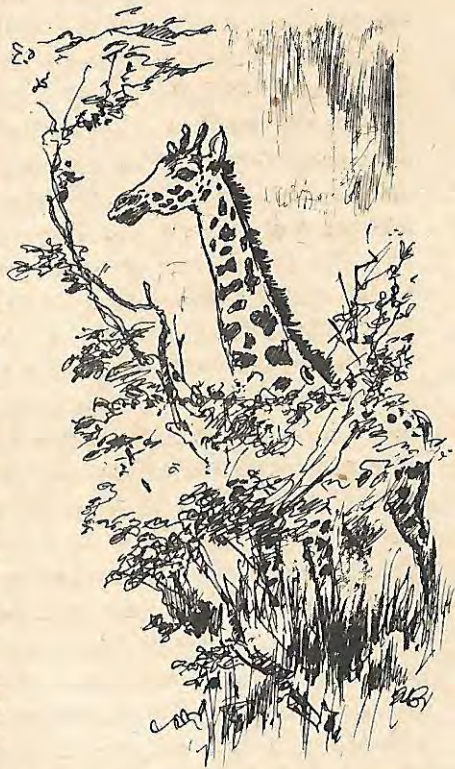
Die Nacht bricht schnell herein. Zwei große Feuer prasseln auf und beleuchten unser Lager. Alles legt sich zur Ruhe. Auch die Neger reden heute abend nicht mehr viel, wie sie es sonst immer tun, wenn ein Wild erlegt worden ist, dessen Fleisch sie am Spieß braten und schmackend kauen. Dann schnattern sie beim Mahl die halbe Nacht hindurch, wiederholen die Ereignisse des

Tages und hänseln sich gegenseitig, wobei sich jeder seiner Heldentaten rühmt. Die Nacht verläuft verhältnismäßig ruhig. Einige Hyänen heulen, und auf den großen Bäumen am Flußrande quäken einige Nachtaffen. Gegen Mitternacht bläst ein Nashorn, unwillig darüber, daß wir hier unser Lager aufgeschlagen haben. Es prustet noch einige Male in recht bedenklicher Nähe, ehe es sich schnaubend in Trab setzt und durch den Busch davonbricht. Wir sind aus dem Zelt herausgetreten, als es zum dritten Male bläst.

Hammerkopp erlaubt sich eine Bemerkung: „Das Nashorn hat uns ‚Jambo‘ gesagt!“ Er meint, es habe uns begrüßt. „Wie solche Begrüßung ausfallen kann, werden die nächsten noch zeigen“, meint Piet zu mir, und damit begeben wir uns wieder zur Ruhe.

Ganz früh erheben wir uns, eine Tasse Kaffee und ein Brei von Maismehl bilden das Frühstück. Das Gewehr wird vom Zeltpfosten genommen, und durch einen Blick durch den Lauf überzeuge ich mich davon, ob sich nächtlicherweise auch nicht ein dickes Insekt dort einen Unterschlupf gesucht hat. Dann hängen wir den Feldstecher um und marschieren im Gänsemarsch auf einem Wildwechsel durch den taufrischen Morgen. Hammerkopp, Nasor, Mrefu und Sageia schließen sich an. Jeder hat ein Buschmesser, Hammerkopp trägt noch ein Beil und unsere Feldflasche, denn Jagd macht durstig. Viele Nashornwechsel untersuchen wir. Einige sind frisch begangen, aber die frische Spur der Kuh mit dem Jungen finden wir nicht. Gegen Mittag klettern wir auf einen Hügel, der uns eine gute Übersicht des Geländes gestattet.

„Ons moet mal spijun“, meint Piet. Wir sprechen südafrikanisch oder deutsch, das kommt ganz darauf an, wer das Gespräch einleitet, und in welcher Sprache es begonnen wird, so wird es fortgesetzt. Also schön, wir spionieren von der Spitze des Hügels nach allen Richtungen. Dort steckt ein alter Giraffenbulle seinen Kopf und einen Teil des Halses aus dem Busch. Das über fünf



Meter hohe Tier verrenkt sich schier den Hals, um die Spitzen des Busches zu beäßen.

„Tscherr — tscherr“ fliegen einige Madenhäcker über unsere Köpfe dahin. Sie suchen sich ein Nashorn, um darauf nach den ihnen wohlschmeckenden Zedden zu suchen, die zu vielen quälend in den Hautfalten der Dicksäuter sitzen. Mit dem Glase verfolgen wir die Flugrichtung und behalten die Einfallsstelle wohl im Auge. Richtig, nach Minuten rührt sich dort etwas im Busch — ganz rot ist es, wie ein lebendig gewordener Erdhügel sieht es aus. Ja, das ist ein Nashorn, welches sich in der roten Erde gesühlt hat und jetzt gleichfarbig bepudert ist. Wir starren, ob hinter dem Nashorn etwa ein Junges zum Vorschein kommen will. Nein — leider nicht. Wir haben es nur mit einem mächtigen Bullen zu tun, der schon satt ist vom Naschen vieler Buscharten. Er steht jetzt mit gesenktem Kopf dösend da. Langsam geht er einige Schritte weiter und tut sich dann bedächtig nieder. Er ist wieder zum Erdhäufen geworden. Nur hin und wieder wackelt ein Ohr, mit dem er die zudringlichen Vögel abwehrt, die sich mit ihren kleinen scharfen Krallen am Ohrrande festhalten und einen Blick in die Speisekammer tun wollen. Lange sitzen wir hier oben und sehen noch drei weitere Nashörner, doch das gesuchte ist nicht darunter. Wir setzen unseren Marsch fort. Jeder Wechsel wird genau betrachtet. Die Augen werden müde vom angestrengten Suchen, denn nur zu leicht kann man die Spur eines Jungen übersehen. Es ist Nachmittag geworden, und wir sind schon wieder in der Nähe des Lagers.

Der erste Tag scheint erfolglos zu verlaufen, da lockt ein Honiganzeiger, ein Vogel, der für die Bienenlarven dankbar ist, die man ihm beim Honigaussnehmen überläßt. Er lockt und will uns ein Bienennest zeigen.

„Bwana, arsali karibu!“ (Herr, der Honig ist nahe!) sagt Hammerkopp zu mir, weil er glaubt, ich könne mir den Schrei des Vogels nicht deuten. Ich antworte nicht und gehe weiter. Der Vogel lockt und lockt.

„Bwana, gib mir deine Streichhölzer, dann geht das Ausnehmen ganz schnell“, bittet Hammerkopp weiter. Ich gebe sie ihm, und in Begleitung von Najor und einem anderen Eingeborenen trennt er sich von uns und folgt dem Vogel. Ich rufe ihm nach, daß ich Mrefu mit einigen Töpfen zurückschicken werde, wenn wir den Rauch seines Feuers sehen. Piet meint nach einer Weile:

„Es ist besser, ich gehe mit zum Honignest, denn sonst kommen die Kerle gar nicht wieder und fressen sich an Ort und Stelle den Bauch so voll, daß sie Leibesmerzen kriegen.“

Nun wandere ich allein mit Mrefu weiter in der Hoffnung, noch ein Stück Wild zu erlegen, denn was ist das für ein seltsames Jagdlager, wenn man sich von dem Zeug ernähren muß, das man von Hause mitgebracht hat! Aus

dem Dickicht bricht plötzlich ein Warzenschweinkeiler mit erhobener Fährte, wie man das dünne Schwänzchen nennt, aus, bleibt aber bald sichernd wieder stehen. Nein, den wollen wir nicht erlegen, denn Hammerkopp und auch zwei der anderen Neger würden hiervon nichts verzehren, weil ihnen dies die Stammessitte verbietet. Auch für uns ist es kein bevorzugter Braten.

Wir nähern uns bereits dem dichten Busch am Fluß, da berührt mich von hinten die Hand Mrefus: „Bwana, nyati!“ (Herr, Büffel!) raunt er leise und deutet nach halbrechts gegen den Rand eines ausgedehnten grünen Busches jenseits der Dichtung, die wir eben betreten. Sichernd steht das große schwarze Tier da. Wir verhalten uns ganz still und machen keine Bewegung mehr. Das Gewehr hängt noch auf meiner Schulter. Sehen kann uns der



Büffel nicht, denn er steht halb abgewandt. Das ausladende Horn, das ich auf der einen Seite erkennen kann, verrät mir schon jetzt, daß es ein großer Bulle ist. Langsam nehme ich die Büchse von der Schulter und mache behutsam einige Schritte vorwärts. Wenn er sich drehte, sähe er mich sofort, also verberge ich mich, so gut es geht, hinter einem kleinen Unterholz. Ich blide mich nach Mrefu um; auch er hat sich zusammengeduckt. Jetzt wendet sich der Einzelgänger und beginnt zu äßen; dann steht er wieder, wie aus Bronze gegossen, und lauscht in den Wind.

Korn und Rinde finden die verwund-

barste Stelle hinter seinem Vorderbein, dann zerreißt der Schuß die Stille der Buschlichtung. Noch eine Sekunde bleibt er wie festgenagelt am Platze stehen, dann stürmt er brechend und krachend in den dichten Busch hinein.

Einen Augenblick stehe ich noch still, dann schreite ich langsam auf die Anschußstelle zu. Ich habe keine zwanzig Schritte gemacht, da tönen wenige kurze Stöhnlaute an mein Ohr, das Klagen des verendenden Büffels. Fünf Minuten später stehen wir bei ihm. Er ist tot. Ein mächtiger Kerl liegt vor uns, dessen Haut uns manchen guten Riemen für den Tierfang und dessen Fleisch uns manche Mahlzeit abgeben wird. Einiges Büffelfleisch können wir auch trocknen. Das wird ein festlicher Tag für die Hundemeute auf der Farm werden. Mrefu führt die im Lager verbliebenen Neger zu dem Büffel, um die Beute zu zerwirken. Ich bin allein und bereite das Abendbrot, als Hammerkopp nach einer Weile ankommt; seine Hände und sein Gesicht glänzen vom Honig. Auf

den Armen trägt er etliche Pfunde heller Honigwaben, die er in Ermangelung eines Gefäßes auf ein Stück große Baumrinde gepackt hat. Hinter ihm läuft Nasor mit zerstoßenem Gesicht, aber doch grinsend, und schleppt in gleicher Weise den Rest der süßen Beute. Meinen Schuß haben sie beim Bienenneft gehört, und „Bwana Piet“ sei meinen Spuren nachgegangen. So stellt sich auch Piet nach einer Weile ein, gefolgt von zwei Negeren, die auf einer Stange schwer am Fell des Büffels schleppen. „Heute hat uns der liebe Gott ein Geschenk zukommen lassen!“ meint Nasor und lacht, obwohl er von den Bienen böse zugerichtet ist. Um Mitternacht noch schmazen und plaudern die Schwarzen und fühlen sich bei ihrer Lieblingsbeschäftigung wohl.

Der nächste Morgen findet uns wieder eifrig auf der Spurensuche. Nach einer Stunde haben wir endlich die frische Spur einer Kuh mit ihrem Jungen gefunden und aufgenommen. In eine tiefe Schlucht führt sie uns. Dichter Busch, dornenbewehrt, verhindert die Sicht und das Vorwärtstommen. So hat das keinen Wert; entweder rückt die Alte mit dem Jungen ab, ehe wir sie zu Gesicht bekommen, oder sie überläuft uns und richtet Unheil an. Wir beschließen also, uns zu trennen und beiderseits die Schlucht auf ihrem kahlen Rande abzustreifen, denn von oben haben wir hier und dort Einsicht bis auf den Schluchtengrund. Wenn die Tiefe der Schlucht auch stark bewachsen ist, so besteht doch die Möglichkeit, daß die Nashörner, wenn sie gestört werden, auf einem der vielen Parallelwechsel des Schluchtenrandes beim Auswandern sichtbar werden. So klettern wir also an den beiden gegenüberliegenden Hängen empor. Jeder hat drei Neger bei sich; mir folgen Hammerkopp, Mrefu und Sageia, Fast hundert Meter beträgt der Abstand zwischen den beiden Schluchträndern. Da kommt mir ein Gedanke. Ich pfeife Piet, der in gleicher Höhe mit mir dahinschreitet, und bedeute ihm, sich zu setzen und dort zu warten. Mrefu und Sageia sende ich gegen den Hügel, an dem die Schlucht ihren Anfang nimmt. Sie sollen dort Lärm machen, auch müssen die Nashörner hochwerden, sobald sie den Wind der Leute bekommen, denn es weht schluchtabwärts. Ich setze mich gleichfalls. Hammerkopp bleibt bei mir und beschäftigt sich mit seinen Sandalenriemen, die in Unordnung geraten sind. Ich beobachte die beiden davoneilenden Rundschafter, ob sie auch weisungsgemäß bis zu dem großen Affenbrotbaum gehen, den ich ihnen als Endpunkt bezeichnete. Soeben haben sie eine kleine Baumgruppe durchschritten und einige Felsblöcke hinter sich gelassen, als sie plötzlich in wilder Flucht in die offen angrenzende Steppe laufen. Aus dem gürtelhohen Grase wird jetzt ein Nashorn sichtbar, das den in langen Sähen dahinstiebenden Eingeborenen hinterherraft. Durch die kleine Baumgruppe hindurch geht die Jagd. Hier

könnten sie nach Hasenart einen Haken schlagen, denke ich. Nein, sie rennen weiter ins Freie, vorweg Mrefu, der jetzt seine langen Beine gut gebrauchen kann. Sageia ist nicht so schnell, doch er scheint mehr Geistesgegenwart zu haben. Er dreht im vollen Lauf — das Nashorn ist ihm schon fast bis an den Leib gerückt — zweimal kurz ab und kommt dabei bedenklich schief zu liegen, doch er bleibt auf den Beinen — und das Nashorn rast vorbei! Nun rennt noch Mrefu vor dem immer schneller dahintobenden Nashorn her. Den Kopf mit den zwei langen Hörnern so tief gesenkt, daß nur die Spitze des Vorderhorns aus dem Grase herausragt, schiebt es sich immer näher an den verzweifelt um sein Leben laufenden Neger heran. Die Entfernung zwischen mir und dem tollen Tier beträgt gut 200 Meter.

„Bwana, piga!“ (Herr, schieße!) murmelt Hammerkopp neben mir und blickt mich flehend an. „Das Nashorn macht ihn tot.“



Ich entsichere die gute 9,3 mit den Vollmantelgeschossen, ohne einen Blick von dem wütenden Nashornbullen zu wenden. Hammerkopps Schulter dient mir als Zielaufgabe, denn der Schuß auf das mit großer Geschwindigkeit dahinstürmende Nashorn muß gut sitzen, sonst ist der Mann verloren. Ich darf nicht mehr zögern, obwohl es mir leid tut, einen solchen Dickhäuter unnütz zu vernichten. Plötzlich geschah etwas, das die ganze Lage veränderte. Mrefu verschwand in dem Augenblick, als ich schon den Druckpunkt des Gewehrabzugs mit dem Zeigefinger spürte. Wenige Meter vor dem Nashorn mußte er in ein Erdforkelloch gestürzt sein — alles währte nur Sekunden. Das Nashorn hatte seine Geschwindigkeit vermindert und war an die Stelle gelangt, an der Mrefu in das Loch gestürzt war. In diesem Augenblick schlugen Mrefus Beine durch den Schwung des Sturzes ein Rad durch die Luft, was den Dickhäuter äußerst verblüffte. Mrefu tauchte wieder auf und lief, vom Sturz wohl genommen, nunmehr in anderer Richtung weiter, während sich das Nashorn im

vorigen Kurs wieder in Gang setzte. Gleich darauf schlug es aber einen Haken und schien die Verfolgung Mrefus wieder aufnehmen zu wollen. Das durfte nicht geschehen! Ein Schuß unmittelbar vor seine Nüstern in den Boden ließ das schnaubende Tier sofort abdrehen. Mit erhobenem Kopf und steil in die Höhe gerichtetem Schwanz rückte es endlich im Stochtrab ab.

Unser Plan schien jetzt vorläufig gescheitert. Ich sah zu Piet hinüber auf die andere Seite der Schlucht. Er wußte nicht, weshalb ich geschossen hatte, war aber aufmerksam geworden, denn ich konnte nur auf ein Nashorn gezielt oder mich in Lebensgefahr befunden haben. Plötzlich sah ich ihn heftig winken und in Richtung halb rechts von mir in Anschlag gehen. Kurz darauf bligte das Mündungsfeuer auf, und der Schall des Schusses brach sich an den Schluchtwänden.

Dicht vor mir im Busch an der Böschung der Schlucht bricht es. Die Nashornkuh mit dem Jungen! schießt es mir durch den Kopf. Ich springe zu dem Schluchtrand hinüber, wo ein alter Wechsel die offene Steppe erreicht. Hammerkopp steht mit offenem Maul da und zeigt seine gelben, wenig negerhaften Zähne im rotbraunen MassaiGesicht. Eine zerflossene Nasgeierfeder, die er gefunden hat, steckt er in seinen Haarschopf, denn ein Massaikrieger ist er immer noch. Da schiebt sich auf einmal zwischen den Büschen des verwachsenen Wechsels schnell und wuchtig der mächtige Schädel des kletternden Nashorns hervor. Es muß die Kuh sein, sonst hätte Piet ja nicht geschossen! Das Horn ist schlanker als das des Bullen. Nur nicht erst ins Freie kommen lassen, denke ich, denn dann fangen wir das Junge nicht so schnell. Es wird flüchten und tagelang Versteck mit uns spielen. Die Kuh ist schon bedenklich nahe gekommen; noch kracht sie halbseitlich von mir, doch gleich wird sie drehen und dem Wechsel folgen, auf dem ich jetzt stehe. Die Büchse im Anschlag, erwarte ich sie und riskiere einen kurzen Blick, ob ihr das Kalb folgt. Durch das Buschwerk hindurch kommt nun auch der Kopf des Kleinen zum Vorschein. Acht Meter — sechs Meter — dann kracht mein Schuß. Ins Hirn getroffen, bricht die Nashornkuh am Rande der Schlucht zusammen und rollt auf die Seite; dann kommt der große Körper wieder in Bewegung. Büsche brechen, Steine klappern, es rauscht, poltert und kracht — sie ruht unten in der Schlucht. Das Junge steht für einen Augenblick verdukt da, dann flüchtet es auf dem Wechsel zurück in die Schlucht.

Die vorige Ruhe umfängt uns wieder, nur das leise Summen und Brummen der vielen Insekten ist zu vernehmen. Hammerkopp stellt lakonisch fest: „Ein Nashorn ist fertig.“ Er meint damit, daß wir den ersten Teilerfolg des Nas-

hornsfanges hinter uns haben. Piet treffen wir hundert Meter unterhalb in der Tiefe der Schlucht, wo wir weitere Pläne für unsere Jagd fassen. Ich berichte kurz, was Mresu zugestoßen ist, der mit Sageia in seiner ganzen Länge Gott sei Dank wieder neben mir steht. Darauf erzählt mir Piet, er habe beobachtet, wie auf meinen Schuß hin die Nashornkuh sich in der Schlucht bewegte, und hin und wieder habe er durch den Busch beobachten können, daß sie den Wechsel nahm, an dessen Ausgang ich am Rande der Schlucht stand. Er schließt mit der Feststellung, wir müßten sogleich versuchen, das Junge anzubinden. Es werde mehr als zwei Stunden dauern, bis die „Kaffern“ — er nennt als Südafrikaner die Eingeborenen auch in Ostafrika so — die Fangeriemen und die Fangstöcke aus dem Lager herbeigeschafft haben würden. Wir sehen uns das erlegte Nashorn gar nicht an, denn wir wollen das Junge nicht stören. Wenn es zur Ruhe gekommen ist, wird es sich nämlich höchstwahrscheinlich neben der Alten zum Schlafen niederlegen. Wir klettern also aus der Schlucht wieder nach oben, setzen uns am Rande unter einen schattigen Baum, ruhen, rauchen und unterhalten uns, bis die Eingeborenen nach etwa drei Stunden mit dem Fangzeug eintreffen.

Nasor, Sageia und Hammerkopp erhielten nochmals ihre Instruktionen, und jedem von ihnen wurden zwei Festmacherriemen in die Hand gedrückt, ehe wir uns wieder in die Schlucht begaben. Piet und ich trugen unsere Gewehre selbst, die wir unbedingt griffbereit haben mußten. Während eines Nashornsfanges waren wir nämlich schon einmal von einer anderen Kuh, die ihr quiekendes Kälb in Gefahr geglaubt hatte, angegriffen worden. Weiter bestand unsere Ausrüstung aus festen Stöcken, an denen haltbare, lange Fangeriemen befestigt waren. Wie die Indianer auf dem Kriegspfade, jedes unnötige Geräusch vermeidend, bezogen wir unsere besprochenen Positionen. Piet und ich schlichen den Platz, wo die Kuh lag, von zwei verschiedenen Seiten leise an. Immer langsam, Schritt für Schritt, ging es vorwärts. Keine fünf Meter von mir entfernt lag die Kuh. Ich konnte nicht sehen, ob sich das Kälb bereits eingefunden hatte, vielleicht befand es sich auf der Seite, die Piet anschlich. Jetzt hatte Piet auf einen knackenden Zweig getreten, und schon blies das Junge — na also, da war es schon. Ich nutzte diese Gelegenheit gleich, um zwei große Schritte vorwärts zu machen; da kam auch der kleine, immerhin schon etwa sechs bis sieben Zentner schwere Kerl auf meine Seite gelaufen. Wie eine Säule stand ich an einen Baumstamm gelehnt. Minutenlang sicherte das junge Nashorn in einer Richtung, nur die Ohren spielten nach allen Seiten. Plötzlich schien es, als schalte es den Rückwärtsgang ein, drehte dann und lief wieder auf Piets Seite. Ich schob meinen Stock

mit der Schlinge weiter vor. Wenn es jetzt wieder hinter der Alten hervor-
kam, so mußte es in die offene Schlinge laufen.

Nun hörte ich Piet wieder mit den Zweigen knacken; der Kleine blies wie ein
Alter, und einige Sekunden später kam er um die Ecke. Meine Schlinge streifte
sich über seinen Kopf und seinen dicken Hals. Im selben Augenblick schrie Piet:
„Mein Riemen ist abgegangen!“ Erst jetzt konnte ich sehen, daß sich das
Nashorn in Piets Schlinge verfangen hatte, doch bei der Wendung des Tieres
war der Riemen gerissen. Sicherlich hatte Piet das Ende wohlweislich fest-
gebunden, doch durch das Knacken erschreckt, wäre unser Nashorn bald davon-
gestürmt, hätte ich nicht zufällig die Möglichkeit gehabt, meinen Riemen anzu-
bringen; ich hielt ihn jedoch nur mit meinen Händen.

Zum Überlegen war keine Zeit mehr. Der nun böse gewordene Dickhäuter-
süngling sauste auf mich los, während ich mit zwei Sägen über die am Boden
liegende Kuh sprang. Nun saß mein Riemen fest um den Hals und konnte
nicht ohne weiteres wieder abgestreift werden. Unser Zentnerbaby aber gab
jetzt Fersengeld. Wir kamen sehr in Fahrt, und ehe noch Piet das Ende
meines Riemens fassen konnte, ging der Galopp durch den Busch los. Das
wilde Tier riß mich hinter sich her: zwar konnte ich gut laufen, doch ich wußte,
das würde nicht lange gut gehen. Die Augen konnte ich wegen der Dornen-
zweige nur hin und wieder etwas öffnen, dann stolperte ich über eine Wurzel.
Nur nicht loslassen, dachte ich, nur nicht loslassen! Für eine kurze Zeit konnte
ich ein guter Bremskloß sein. Da ließ der Zug etwas nach. Das Nashorn
stand eine kleine Weile still, doch bevor ich noch etwas fand, woran ich das
Ende des Lasso festmachen konnte, ging der rasende Lauf weiter. Das Nas-
horn hatte Nasor entdeckt, der sich in das weitverzweigte Geäst eines Busches
geflüchtet hatte. Dort hielt es abermals inne und wollte ihn verbogen, doch
Nasor hatte sich mit einem Klimmzug emporgezogen und schwebte einen guten
Meter über dem Erdboden. Ich rührte mich, sprang rasch auf und umlief mit
meinem Lasso einen starken Busch. Die schnelle Bewegung veranlaßte das
Nashorn, mich wieder anzugreifen. Nun konnte ich aber dem Angriff ruhig
entgegensetzen. So schnell es auch ankam, ich holte das Lasso um den ganzen
Busch herum und hatte so das Tier daran festgebunden. Piet war schon heran,
und die Schwarzen kamen eilig herbei, als ich rief, das Nashorn sei fest, und
sie sollten die Riemen für die Beine bringen. Ein kleines Nashornfräulein
hatten wir gefangen!

Nach zwei Tagen kletterte es willig mit uns aus der Schlucht, wo wir für
diese Zeit unser Nebenlager eingerichtet hatten. Im Hauptlager war inzwischen
alles für den Empfang des jungen Tieres vorbereitet worden. Die saftigsten

Leckerbissen in Form von Buschwerk aller Art mußten Nasor und Hammerkopp für die Nacht herbeischaffen.

Noch acht Tage suchten wir in dieser Gegend nach einem fangbaren Nashorn, leider ohne Erfolg. Es waren mehrere halbwüchsige vorhanden, aber sie zu fangen, wäre ein nutzloser Versuch gewesen. So klappten wir eines Tages



unser Lager zusammen und begaben uns samt unserer „Fatma“, wie wir das Nashornfräulein getauft hatten, auf die Reise in eine andere Gegend, die etwa 40 Kilometer von unserem jetzigen Gangplatz entfernt lag.

Piet hatte Glück. Er war eines Tages nach erfolgloser Nashornpürsch, der dritten oder vierten, die wir in der neuen Gegend unternommen hatten, spät am Nachmittag aus dem Lager gegangen, um für Fleisch zu sorgen. Ich hörte

einen Schuß und glaubte, ein neuer Braten sei nun nicht mehr fern. Doch als Piet zurückkam, berichtete er, er habe eine Nashornkuh erlegt, auf die er, ohne vorher eine Spur entdeckt zu haben, gestoßen sei. Die Kuh habe sich in einem dichten, aber kleinen Buschwald niedergetan, durch den nur ein Wechsel führte. Am frühen Morgen suchten wir den Platz auf und hatten auch bald das Kleine festgemacht. Es war etwas kleiner als unsere Fatma, dafür aber charakterlich nicht sonderlich vornehm. Wir hatten ein zweites Nashornfräulein gefangen, und so schienen wir vom Glück geradezu verfolgt zu sein. Glücklicherweise konnten wir mit dem Lastwagen bis dicht an den Fangplatz fahren, so daß uns die Arbeit erspart blieb, mit dem widerspenstigen jungen Nashorn den Weg zum Hauptlager zu Fuß zurückzulegen. Viel Liebe und Geduld mußten wir aufbringen, doch als es sich nach einem fürchterlichen Prusten und Blasen mit Fatma angefreundet hatte, beruhigte es sich und wurde gegen alles, was geschah, gleichmütiger, als es jemals Nashörner zu sein pflegen.

Hoch bepackt verließen wir eines Morgens unseren Lagerplatz und fuhren auf die Farm. Mit Freuden wurden wir hier begrüßt. Die Nashörner wurden aus ihren Transportkisten herausgelassen und tummelten sich im großen Gehege. Jeden Tag gingen sie mit ihrem Hüter auf die Weide, fraßen, naschten hier und dort im Buschwerk und schliefen einige Stunden draußen, und abends stellten sie sich mit ihrem Pfleger an der Kraltür wieder ein. Ordnung und Frieden war in ihr Dickschäuterleben eingeleitet. Von allem Ungeziefer und den lästigen Jeden befreit, fristeten sie nun ein besseres Dasein als in der Freiheit.

Es gilt nun noch, das dritte Tier, den Nashornjüngling, zu fangen. Nach zwei Tagen Rast machen wir uns wiederum auf den Weg. Wir fahren diesmal nicht so weit, denn wir haben eine andere Gegend im Auge, wo Piet früher einmal Nashörner aufgespürt hat.

Die erste Nacht, die wir mit unserer ganzen Ausrüstung unter einem riesigen Dornbaum verbringen, ist weniger schön. Es ballt sich ein Gewitter zusammen, die Regenzeit ist nah. Ein plötzlicher, starker Windstoß legt unser Zelt um, und fast im gleichen Augenblick gießt es in Bächen. Regenböen gehen in unablässiger Folge und mit steigender Heftigkeit in dieser finsternen Sturmnacht über uns hinweg. Verästelte Blitze beleuchten sekundenlang unser trauriges Lager. Der Donner läßt die Erde erbeben.

Gegen Morgen hört der Regen auf, es senkt sich eine Nebelwand herab. Das Erdreich ist aufgeweicht, und alles sieht trostlos aus. Nichts ist trocken geblieben, kaum daß es uns gelingt, ein Feuer zu machen. Stundenlang liegen

die glimmenden Holzschette auf der Feuerstelle und schwelen. Für heute gibt es keine Jagd. Man kann sich kaum einige Meter fortbewegen, ohne in den Dreck zu fliegen, und an den Stiefeln klebt der rote Lehm gleichsam pfundweise. Gegen Mittag bricht die Sonne durch und verbreitet durch die Erwärmung der feuchten Luft eine drückende, schwüle Treibhausehize.

Wir haben genug zu tun, um alles wieder zu trocknen. Zum Glück habe ich den größten Teil des Maismehls für die Schwarzen in das Fahrerrhäuschen retten können. Die Gewehre müssen gereinigt und geölt werden. Die Decken und das Bettzeug sowie die Planen werden zum Trocknen ausgelegt. So gibt es genug Arbeit, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Um den Zelt- und Lagerplatz herum wird eine Rinne in den Boden gehackt; sollte es wieder regnen, dann läuft uns das Wasser wenigstens nicht durch das Lager. Doch diese ungemütliche feuchte Nacht wird bei der strahlenden Wärme des Nachmittags schnell vergessen. Wir sind fertig geworden und ruhen uns ein wenig aus, auch die Schwarzen sind still und schläfrig. Von unseren Feldbetten aus sehen wir einen Sprung Kuhantilopen dicht am Lager vorüberziehen. „Das ist was für den Topf“, meint Piet. Die großen Antilopen äugen uns wohl an, doch schöpfen sie keinen Verdacht. Ich bin aufgestanden und schleiche mich aus dem Zelt. Ein Schuß, und das Leittier macht noch einige Sätze und bricht verendend zusammen. Hei, wie das die schnarchenden Neger auf die Beine bringt! Noch ein wenig schlaftrunken stehen sie da, und als ich ihnen die Stelle weise, wo das erlegte Wild liegt, sausen sie los, um es zu zerwirken und die schweren Keulen ins Lager zu bringen.

Der Regen war nur ein früher Vorbote der kleinen Regenzeit. Die nächste Nacht ist wieder kühl und der Himmel sternklar. Am folgenden Morgen ist der Boden schon abgetrocknet, und der Lehm klebt nicht mehr.

„Alle alten Spuren sind von dem Regen fortgewischt, und wir werden bald sehen, was hier an Nashörnern in der Gegend ist“, meint Piet, als wir im Gänsemarsch dahinschreiten. Eilig läuft eine große Leoparden Schildkröte, vom Regen munter geworden, über unseren Weg. Najor muß sie aufnehmen und ins Lager bringen. Für heute ist er vom Dienst entlassen, denn er würde uns auf unserem Vormarsch nicht wiederfinden. Er grinst und freut sich, daß er sich im Lager weiter ausruhen kann.

Wieder scheint uns das Glück hold zu sein, denn nach zweistündiger Suche finden wir als erste die Spur einer Nashornkuh mit einem starken Kalbe. Sieben Zoll mißt die Spur des Jungen. Verdammt noch mal, das mag schon ein recht großer Bursche sein! Ansehen wollen wir ihn uns aber auf jeden Fall. Noch stundenlang folgen wir der Spur. Hier und dort verlieren wir sie

im hohen Grase oder in steinigen Schluchten, welche die Nashörner äßend und durch die Gegend hummelnd durchquert haben.

Es ist schon am späten Nachmittag, als wir eine mit dichten Dornbüschen bestandene steinige Halde erreichen. Hier hinein sind die Nashörner gewechselt. Ihnen nachgehen können wir nicht, denn sie zogen windabwärts. Wir umgehen den Buschrand; es ist ja durchaus möglich, daß die Dickhäuter nur hindurchgewechselt sind. Es ist wieder trübe geworden, und die Wolken hängen tief am Himmel. Endlich beginnt es fein zu regnen. Wenn wir ins Lager zurück wollen, dann müssen wir uns beeilen, denn es sind mindestens zwei Wegstunden bis dahin.

Wir setzen uns unter einen Baum mit dichter Laubkrone, der längs des Wechfels steht, um nicht einzuregnen. Etwa zehn Minuten sitzen wir stumm da und überlegen, ob wir ins Lager zurückkehren sollen. Die Spur des Nashorns in diesem Busch ist nicht zu verfolgen; es wird schon dämmerig da drinnen, und der Boden ist fellig. Wir erheben uns und beschließen, aufs Geratewohl durch diesen Busch zu gehen; einen Wechsel werden wir schon finden. So verkürzen wir gleichzeitig unseren Heimweg um etwa einen Kilometer.

Eben betreten wir das Dunkel des Busches, als Piet in Anschlag geht und mir zuruft: „Paß op!“ Da fracht's auch schon. Die gesuchte Nashornkuh kam uns aus der anderen Richtung entgegen, und ein wohlgezielter Kopfschuß aus Piets Büchse ließ sie auf der Stelle zusammenbrechen. Wir suchen nochmals unseren alten Ruheplatz auf und beraten unter dem großen Baum. Hierbleiben müssen wir auf jeden Fall, auch wenn es uns gelingt, das Junge noch heute zu fangen. Riemen und Stöcke und die sonstige, zum Fang notwendige Ausrüstung haben wir heute früh aus dem Lager mitgenommen für den Fall, daß uns ein junges Nashorn über den Weg läuft. Wir blicken uns gegenseitig an. Nasor, der Deutsch und Afrikanisch versteht, ist zum Glück nicht dabei, und so mutmaßen wir über die Größe des jungen Nashorns. Wir haben nur für einen Augenblick seinen Kopf gesehen, der schon mit einem respektablen Horn bewehrt ist. Die Neger verstehen nicht, was wir sprechen, wir wollen den leicht dahinschwindenden Mut unserer Helden auch nicht noch weiter sinken lassen; sie haben ebenfalls an der Spur schon gesehen, daß das Junge ein munterer, starker Bursche sein muß. Das Anbinden besorgen wir auf jeden Fall selbst, denn dazu reicht der Mut aller Schwarzen zusammen nicht aus.

Wir machen die Fangstöcke fertig und begeben uns nach alter Sitte unter den Wind, um — diesmal selbst mit stark klopfenden Herzen — unser Nashorn zu

beschleichen, und hoffen, es möge ein Männchen sein, denn bei jungen Nashörnern läßt sich das am Horn nicht erkennen. Wir kommen recht nahe an das Tier heran und freuen uns, daß es ein Bulle ist. Dieser Nashornjüngling ist aber schon selbständig genug, um sofort zu merken, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung ist. Trotz aller unserer Behutsamkeit sieht oder mittelt er uns, prustet und macht kehrt, geht schnaufend ab und läßt uns mit du nmen Gesichtern einfach stehen.

Es ist zu spät geworden, ins Lager können wir nicht mehr gehen, wir sind auch reichlich müde. Obwohl wir nichts zu essen mitgenommen haben und die Feldflaschen im Laufe des Tages leergeworden sind, bleiben wir hier und richten uns unterhalb des Windes im Busch, so gut es geht, ein. Feuer wollen wir nicht machen, weil wir hoffen, daß das Nashorn nachts zu seiner Mutter zurückkehren wird, denn wir kennen die Nashornmanieren. Morgen früh werden wir es schon erwischen. Zum Glück hat der Regen aufgehört, und ohne Decke legen wir uns auf den Boden.

Die Dunkelheit bricht schnell herein. Hin und wieder fracht ein morscher Ast. Dann heult eine Hyäne, jetzt zwei — endlich heult es rings umher. Die verfl. . Hyänen, sie werden uns noch das junge Nashorn verjagen! Jetzt haben sie sich beim Kadaver der Nashornkuh versammelt und heulen, mehr aus Wut als vor Hunger, wie es mir scheint. Schwer werden sie es haben, diese große Gummimasse anzuschneiden!

Plötzlich ein Knurren, die Hyänen verstummen. Löwen am Kadaver! Bald vernehmen wir dumpfes Grollen und Fauchen und dann das Brüllen eines Löwenmännchens. Nun folgt ein Trappeln, Fauchen und Knurren und ein Brechen dünner, dürerer Zweige. So klingt es, wenn der Löwenhäuptling Schläge austeilt und die frechen Hyänen verjagt. Hart ist der Boden, auf dem wir ruhen; kein Gras gibt es in der Nähe, um wenigstens eine dürftige Lagerstatt zu bereiten. Hunger und Durst und die Geräusche der großen Raubtiere halten uns wach. Doch die Schwarzen, wohl auf unsere Wachsamkeit vertrauend, schnarchen nach einer Weile trotz der Kälte.

Endlos schien die Nacht, und als der Morgen graute, waren wir müde und erschöpft. Die Löwen hatten sich verzogen, nur einige Hyänen und Schakale hielten sich noch in der Nähe des erlegten Nashorns, die wir mit einigen Schüssen schnell vertrieben. Das junge Nashorn war nicht zurückgekommen. Im weiten Umkreis suchten wir die frischen nächtlichen Spuren ab, doch fanden nichts. So kehrten wir niedergeschlagen ins Lager zurück, wo wir eine fräftige Mahlzeit einnahmen.

Derselbe Nachmittag sah uns abermals auf der Spurensuche. Wir fanden zwar eine Spur, verloren sie jedoch wieder und konnten gerade vor Einbruch der Dunkelheit unser Lager erreichen.

Am nächsten Tag spürten wir das junge Nashorn auf, doch war an den Fang nicht zu denken, denn das Tier war genau so wachsam wie ein erwachsenes. Der Ablauf eines Tages im Leben eines Nashornkindes wurde uns nun in der folgenden Zeit offenbar. Wir wußten bald, wohin es gewechselt war, wenn wir seine Spur aufgenommen hatten. Jeden zweiten Tag besuchte es das uns bekannte Wasserloch, wo es auch mit seiner Mutter getränkt hatte. Wir kannten seine bevorzugten Weidestellen im Busch und in den Schluchten und hatten es verschiedene Male zu Gesicht bekommen.

Eines Tages fanden wir es schlafend in einem dichten Busch vor. Vorsichtig beschlichen wir es, doch im letzten Augenblick — die Schlinge blieb an einem Dornzweig hängen — wurde es hoch und entkam wieder. Es schien, als ob sich das Tier an uns gewöhnte, denn immer nur waren es einige Meter, die uns im letzten Moment von ihm trennten. Einmal trottete es ganz gemüthlich vor uns auf einem Wechsel einher, doch als wir, seitlich vorauslaufend, den Weg abschneiden wollten, da erwachte wieder sein echter Nashorninstinkt, und es griff uns prompt an, so daß keine Zeit mehr zum Fang blieb und wir uns vor dem wütenden Tier in die Dornen des Busches retten mußten.

Eines Vormittags schlichen wir auf der Spur des Ausreißers, als wir ihn auf einmal fauen zu hören glaubten. Aus einem dichten Gebüsch, in welchem auch einige kleine Dornenbäumchen standen, vernahmen wir dies uns so bekannte knackende, dem Lärm einer schwer arbeitenden Häckselmaschine ähnliche Geräusch. Längst schon trugen wir unsere Gewehre nicht mehr selbst, denn es erforderte viel Kraft und Mühe, den Fangstoch und das lange Lasso in den entscheidenden Augenblicken durch den Busch zu balancieren. — Das also mußte das Junge sein, denn eben noch waren wir der frischen Spur gefolgt.

Wir kamen nicht mehr weit, Piet und ich, denn plötzlich schnaubte es, und wir standen vor zwei großen Nashörnern. Die Eingeborenen waren weiter zurückgeblieben; den Fang an sich können doch nur höchstens zwei Mann vornehmen. Jeder von uns bekam glücklicherweise einen der kleinen Dornenbäume zu fassen, ehe sich die Riesentiere in Bewegung setzten, und kletterte ungeachtet der scharfen Stacheln so hoch hinauf wie möglich. Wir hatten uns das jedoch anders vorgestellt, denn die Stämmchen bogen sich unter der Last eines Mannes. Die Fanggeräte waren an Ort und Stelle zu Boden gefallen. Die beiden Dickhäuter schritten an den beiden dünnen Dornbäumen, an denen wir etwas

mehr als einen Meter hoch über dem Erdboden hingen, vorüber, und es sah so aus, als wollten sie flüchten. Da bemerkte das vordere, eine Kuh mit sehr langem Horn, den Stoß und die am Fuße des Stammes liegenden Riemen. Sie bremste, schnaubte kräftig und flog herum. Der Bulle folgte ihr, und unter meinem Stämmchen standen sie eine Weile mit gesenkten Schädeln und witterten. Piet begann zu rufen, um die Dickhäuter abzulenken, denn nur ein leichter Schlag gegen den Stamm des Dornenbäumchens hätte genügt, und ich wäre wie eine reife Frucht vor die Hörner der beiden Riesen gefallen. Auf Piets Ruf drehten die Nashörner plötzlich etwas ab, und da jedes eine andere Richtung nehmen wollte, stießen ihre großen Köpfe mit dumpfem Knall gegeneinander, was sie so erschrecken ließ, daß sie sich zur Flucht wandten.

Auch an diesem Tage bekamen wir unser junges Nashorn nicht zu fangen. Zehn Tage währte nun schon die Jagd auf diesen schlauen Kerl. Jeden Tag schien es, als ob wir Erfolg haben würden, doch immer nur blieb es bei der Hoffnung. Ich beschloß daher, zur Farm zu fahren und die Hunde zu holen. Sie sollten das Nashorn verbellen, stellen und beschäftigen, es würde sich dann die Gelegenheit bieten, den Lasso im richtigen Augenblick um seinen Hals zu werfen. Am Abend fuhr ich mit dem Lastwagen los und kehrte am nächsten Mittag mit drei unserer besten Hunde zurück.

Der folgende Sonnenaufgang fand uns wieder auf der Suche nach der Spur. Das Nashorn war fort.

„Das Tier kann nicht aus der Welt sein“, meint Piet. „Wir müssen es finden, und sollten die Löwen uns zuvorgekommen sein.“ Das ist ganz meine Meinung. „Wenn es nur nicht aus der Gegend gewandert ist, denn der Bursche ist schon fast selbständig“, sagt Piet plötzlich zweifelnd.

Noch zwei harte Tage marschieren wir durch dick und dünn und kehren am Abend zurück ins Lager, dann finden wir des Morgens die ganz frische Spur wieder. Es kann noch keine Stunde her sein, daß unser Nashorn hier entlangwechselte. Die Spur führt uns an einen großen Trockenfluß, der in früheren Regenzeiten eine tiefe breite Furche gegraben hat. Auf gut Glück lassen wir die Hunde los. Die Fangriemen sind schnell verteilt. Die Hunde sausen auf einem Wechsel in die Schlucht. Wir stehen am Rande. Hinter einem grünen, dichten Busch erscheint ein Buschbock — wenn die Hunde nur nicht dessen Spur nehmen! Doch da heßt der Hund auch schon den Buschbock, und von dem Gefläß und der Jagd wird in einiger Entfernung auch unser Nashorn hoch und meldet sich, indem es kräftig bläst; damit lockt es die Hunde an.

Schon sind sie bei dem Dickhäuter, der sein Hinterteil in einen Dornenbusch

drückt und kurze, aber kräftige Ausfälle gegen die drei Hunde macht, die ihn blaffend umkreisen. So — das ist richtig, der große Nashornjüngling hat seine Beschäftigung! Wir stürzen in die Schlucht und sind im Nu zur Stelle. Jetzt oder nie! Beide Riemen gleiten fast zu gleicher Zeit über Kopf und Hals. Er merkt es fast nicht, denn zu sehr hat er mit den Hunden zu tun, die nicht beißen, sondern ihn nur gut geblufft haben. Als er aber, nachdem wir die Hunde verscheucht haben, merkt, daß er fest ist, da versucht er noch einmal auszubrechen. Schnell sind alle Schwarzen herbei, reichen uns die Reservetriemen und schlagen mit den Buschmessern eine Menge Busch ab, den wir dicht um den Kampfplatz herumlegen. Nun wird er bald vergessen, daß er gefangen ist. Trotz seiner anfänglichen Widerpenstigkeit scheint es ihm angenehm zu sein, daß er Gesellschaft hat, denn willig nimmt er das mit Vorsicht gereichte Wasser und die leckeren, uns bekannten Lieblingszweige verschiedener Buscharten. Die Nacht über bleiben wir bei unserer Beute, die uns soviel Sorgen und Mühen gemacht hat. Die Schwarzen schleppen vom Hauptlager an, was gebraucht wird. Alles freut sich und ist froh, daß die Jagd doch erfolgreich zu Ende gegangen ist.

Schon am nächsten Tage binden wir ihn los, und er folgt uns, als trottete er wieder hinter seiner Mutter her. Einen Meter und fünfzehn Zentimeter mißt er an der Schulter, er hat ja auch fast schon die Spur wie ein großer. Vorder- und Hinterhorn sind bereits handgroß.

„Hätte der uns ins Schlepptau genommen“, so sagt Piet, „dann wären wir mit unseren Hemden und Hosen nicht ausgekommen.“ Die dritte Garnitur, die wir auf dieser Nashornjagd tragen, sieht allerdings sowieso nicht mehr salonfähig aus. Die Dornen haben manches Dreieck gerissen.

So geht es im Gänsemarsch auf verschiedenen Wechselln ins Lager. Piet geht voraus und sucht immer offene Nashorn- oder Wildwechsel aus, denn auf diesen gewohnten Wegen geht der Nashornjüngling am besten. Hin und wieder bleibt er stehen und nascht von einer Ranken, manchmal dauert es etwas länger. Aber wir haben jetzt genau soviel Zeit wie er und warten geduldig, bis er sich wieder in Bewegung setzt und hinterherstapft. Zur Vorsicht trägt er noch einen Halsriemen, den ich halte, denn man kann nie wissen — — — Rame uns ein anderes Nashorn entgegen, dann könnte es ihn gelüsten, mitzulaufen, und der Spaß begänne von neuem.

So kommen wir nach stundenlangem Marsch im Lager an, wo wir bald die Vorbereitungen für die Abfahrt, die morgen stattfinden soll, treffen. Unsere Kräfte werden nicht ausreichen, das schwere Tier samt der Transportkiste aus

dicke, festem Holz vom Boden aus auf den Lastwagen zu heben. Mit Spaten und Hacke wird eine große schiefe Ebene in das Erdreich gegraben. Hier hinein wird am nächsten Morgen der Lastwagen gefahren, so daß die Ladefläche nur wenige Zentimeter über dem Erdboden liegt. Mit dem Lieblingsbusch ist unser Nashorn in den Transportkäfig gelockt worden, und mit vereinten Kräften wird der Kasten quer auf den Wagen geschoben. Nun geht alles schnell. Das Lager ist im Nu abgebrochen und alles verladen.

Wir fahren ab. Den ganzen Tag haben wir noch vor uns und hoffen, am Spätnachmittag auf der Farm einzutreffen; doch die kleine Regenzeit mit ihren immer häufiger einsetzenden Regengüssen macht uns einen Strich durch die sonst so glatte Kilometerrechnung. Der vor kurzem noch trockene Weg ist mit einemmal wie abgeschnitten; wir schlittern auf glattem, glitschigem, rotfarbigem Schlamm. Auch die an die Räder gelegten Ketten nützen nicht viel, denn alles verbaßt sich mit der zähen tonartigen Erde. Wir graben und schieben und laden auf und ab; die Steigungen werden nach langen Bemühungen und großen Anstrengungen für Mensch und Maschine genommen. Als die Nacht hereinbricht, haben wir noch nicht einmal die Hälfte unseres Weges hinter uns, sind völlig durchnäßt, verklebt, verdreckt und verschmiert. Wir wünschten, schon zehn Kilometer weiter zu sein, denn dann beginnt eine andere Erdformation, nämlich die Lavaasche, die nicht klebt, und mag noch so viel Regen fallen. Das spornt uns an, durchzuhalten. Noch einige Male muß der Wagenheber in Tätigkeit treten, und etliche Schlammlöcher sind zu überwinden. Um Mitternacht haben wir es geschafft.

Endlich haben wir festen Boden erreicht; hier hat es sogar seit einigen Tagen gar nicht geregnet, und die Lavaasche zieht hinter unserem schnell dahinfahrenden Wagen eine lange Staubwolke. Als der Tag anbrechen will, erreichen wir die Farm.

Am folgenden Tage liegt im Zoologischen Garten zu Kairo auf dem Direktorentisch ein Telegramm aus Ostafrika und kündigt den Gang der Nashornfamilie an, während auf der Tierfarm die drei jungen Dickhäuter sich eingewöhnen und für die Seereise vorbereitet werden. In drei Wochen verläßt ein Dampfer die ostafrikanische Küste und steuert nordwärts. An Deck stehen in neuen, festen, großen Transportkäfigen die drei Nashornkinder aus der Wildnis. Sie sind zahm und verbringen die zwölfwägige Seereise mit Schlafen und Fressen. Viel getrocknetes Futter aller Art ist mit an Bord gekommen. Von morgens früh bis abends, wenn das Futter zur Nacht gereicht wird, werden sie gepflegt, gebadet und mit Lederbissen nach Nashorngeschmack versehen.

In Kairo wuchsen sie zu mächtigen Vertretern ihrer Art heran. Sie führen ein unerschütterliches Dauhäuterleben in dem großen Gehege und sind der Stolz des Zoologischen Gartens geworden. Fast jedes Jahr besuchte ich meine Pfleglinge im dortigen Zoo, verweilte immer längere Zeit vor ihrem Auslauf und siepte und prüftete dann nach Nashornart. Sie nahmen die Köpfe hoch, richteten die großen Lauscher auf, weiteten die Rüstern und schnupperten. Das eine oder andere antwortete auf die Begrüßungslaute, und manchmal machten sie für mich eine Ehrenrunde im Gehege. Ein Nashorn ist nämlich gar nicht so dumm, wie es aussieht.

E n d e

Im Hafen von Lobito, einer stillen Bucht von Portugiesisch-Westafrika, erhält die „Windhut“ die Nachricht von der Kriegserklärung Englands. Das Schicksal des Schiffes, seiner Besatzung und seiner deutschen Passagiere scheint besiegelt. Eine Gruppe von fünf Männern findet sich zusammen und rüstet in aller Heimlichkeit eines der Rettungsboote des Dampfers aus zu großer Fahrt. Der III. Offizier der „Windhut“ übernimmt die Führung, und in dunkler sternenloser Nacht, unbemerkt von den anderen im Hafen liegenden Schiffen, beginnt das Boot seine abenteuerliche Fahrt hinaus auf die Weite des Atlantik. Viele Wochen schippern die Männer mit ihrer Nußschale auf dem Ozean. Nässe, Kälte, Hunger und Entbehrungen nehmen sie mit Freuden auf sich. Endlich, am 74. Tage, haben sie es geschafft. Der Erschöpfung nahe, ohne Proviant, nur mit einem kümmerlichen Rest von Trinkwasser, kommen die „Fünf von der Windhut“ im Hafen von Las Palmas an, um von dort die Weiterreise nach der Heimat anzutreten.

Diese verwegene Fahrt über den Atlantik, die fünf Besatzungsmitglieder des deutschen Passagierdampfers „Windhut“ auf einem Rettungsboot unternahmen, schildert Kapitän Fred Schmidt in seinem Buch „Mit MR 12 über den Ozean“ mit atemberaubender Spannung. Das Buch umfaßt 200 Seiten und enthält 16 Seiten Bilder. Gebunden RM 2.85

Kolonial-Bücherei

- Heft 1 **Die Fünf von der „Windhuk“.** Im Rettungsboot über den Ozean
- Heft 2 **Nashornjagd am Kilimandscharo.** Eine Tierfangexpedition für die ägyptische Regierung
- Heft 3 **Flucht aus Rio.** In Gibraltar von den Engländern von Bord geschleppt
- Heft 4 **Dynamit für die Ugandabahn.** Ein Husarenstück unserer Schuchtruppe
- Heft 5 **Vergeltung für Daresalam.** Kreuzer „Königsberg“ vernichtet das britische Kriegsschiff „Pegasus“
- Heft 6 **Das stumme Haus an der Steppe.** Zwei Deutsche im Kampf gegen Hereros

In der Folge erscheinen

Die Nacht am Krokodilfluß – In britischem Sold – Die Schlacht bei Tanga – Der Zauberer von Dorovambo – Flucht durch Afrikas Himmel – Massaispeeren blitzen – Auf Grenzwatch in Kamerun – Der Berg der weißen Paviane – Kapungo, der Büffeltöter – Im Elefantenschlingel – Das Geheimnis der Steppenreiter – Die „Erlangen“ in der Südsee – Diamantensucher in der Kalahari – Im Schlangenfuhl von Oma-Kabu –

Jede Woche erscheint regelmäßig ein weiteres Heft

Jedes Heft **20** Pfennig